Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an **die Expedition** zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 176. **Freitag** den 7. April 1893. **87. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 7. April.

Zu den letzten officiösen Preßerzeugnissen schreibt uns unser Berliner ss.-Correspondent: Die Officiösen fangen nach dem Feste da an, wo sie vor Ostern aufgehört haben: sie machen die Bennigsenschen Anträge schlecht und drohen mit der Reichstagsauflösung. Ueber Beides braucht man sich nicht zu erregen. Was die „Nordd. Allg. Ztg." gegen die vom Centralbureau der nationalliberalen Partei (in der schon erwähnten Schrift „Die Militairvorlage und der Antrag Bennigsen") gegebene, überaus lichtvolle Darstellung der ganzen Materie der Militairvorlage vorbringt, ist nach Form und Inhalt oft Gelesenes und noch öfter Gehörtes. Neu ist nur die mit den Thatsachen im Widerspruch stehende Behauptung, Herr v. Bennigsen habe in der Commission ausdrücklich anerkannt, daß er keine Organisation bieten wolle oder könne. In Wahrheit hat Herr v. Bennigsen Grundzüge einer Organisation geboten, die von mehr als einer militairischen Seite als durchaus klar und annehmbar angesehen werden, ja, denen gerade Militairs, weil sich die Anträge in der Hauptsache nur durch das Maß von der Regierungsvorlage unterscheiden, den Vorzug geben. Was in der nationalliberalen Schrift über das Fehlen geeigneter Mannschaften und Unterofficiere für das Ganze zu lesen ist, ist die Ansicht zahlreicher Sachverständigen, und der Reichskanzler und seine Vertreter in der Commission haben auch die militairischen Bedenken gegen die enormen Ziffern der Regierungsvorlage an keinem Puncte und bei Niemandem abzuschwächen vermocht. Die Einzelausgestaltung auf Grund jener Anträge hat Herr von Bennigsen allerdings der Heeresverwaltung überlassen — ein durch die Natur gebotenes Verhalten. Begründet wurde die Behauptung, daß man sich von den Bennigsenschen Ideen kein Bild machen könne, weder durch den Reichskanzler in der Commission, noch jetzt, da eine klare Entwickelung dieser Ideen vorliegt, in der „Nordd. Allg. Ztg." Hier wie dort begnügt man sich mit dem lakonischen „Ich will nicht, ich kann nicht" Pius' IX. Die „Nationalzeitung" findet in der neuesten officiösen Leistung die Bestätigung, daß die Regierung mit der steifen Hartnäckigkeit, die sie in der Commission entwickelte, in die zweite Plenarberathung eintreten wird. Das ist wahrscheinlich richtig gedeutet. Für die Beantwortung der Frage aber, in welcher Haltung die Regierung aus der Berathung schließlich herausgehen wird, bietet die kurz angebundene Sprache der Officiösen keinen Anhaltspunct. Nach wie vor bleibt vielmehr die Vermuthung vorherrschend, daß man es nicht bis zum Aeußersten treiben wird und nicht treiben kann, weil der Bundesrath hierbei versagen würde. Die officiöse Andeutung, daß der Reichskanzler, wie 1887 Fürst Bismarck, mit einer unterzeichneten Auflösungs-Ordre in der Tasche der zweiten Berathung anwohnen werde, hat gar keinen Eindruck gemacht. Alle Drohungen dieser Art sind auf die Furcht vor Neuwahlen bei den Parteien berechnet. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß gerade die beiden Parteien, bei denen die Entscheidung liegt, einem Wahlkampf mit Besorgniß entgegensehen, und die neuesten Meuterungsversuche in altbayerischen Centrumswahlkreisen werden die Zuversicht nicht verstärkt haben. Diesem Bangen steht aber gegenüber die Besorgniß, welche die Regierung, wenn sie nicht blind ist, Neuwahlen gegenüber hegen muß. Ueberall, wo man sich gegen das Centrum auflehnt, ist man auch gegen die Militairvorlage eingenommen, und der „Bund der Landwirthe", aus welcher, nach seiner Anschauung giftigen Blüthe Graf Caprivi vielleicht Honig zu saugen gedenkt, wird seinen Einfluß zu Gunsten der „ganzen" Vorlage nur im Osten und dort nur in der Weise geltend machen können, daß die Conservativen nicht erheblich schwächer in den Reichstag treten, als sie ihn bei der Auflösung verlassen haben. Ginge die Regierung mit ihren Forderungen in den Wahlkampf, so würden einzelne Verluste bestehender Parteien zum Vortheile neuer politischer Richtungen nur einen schwachen Trost für die totale Niederlage, die ihr sicher ist, bieten. Darüber ist man sich vermuthlich klarer, als es nach dem brüsken Auftreten der Officiösen scheinen könnte.

In politischer Hinsicht hat das neue französische Ministerium eine weit radicalere Färbung, als dasjenige, welches man von Méline zu erwarten hatte. Der Chef des Cabinets, Dupuy, ist als Radicaler gewählt worden, Peytral ist Mitglied der äußersten Linken, Terrier werden sogar socialistische Tendenzen zugeschrieben. Trotzalledem wird das Ministerium auch von der radicalen Presse nicht günstig beurtheilt und es begegnet mißfälliger Kritik auf der ganzen Linie der politischen Parteien. Der „Gaulois" sagt: „Die Republik befindet sich, was ihr Personal anlangt, ungefähr in der Lage des Kaiserreichs im Jahre 1869, mit dem Nachtheil, daß ihr ein Em. Ollivier fehlt. Diese Lage ist traurig genug, und Herr Carnot, der Alles gethan hat, um sie herbeizuführen, könnte ihr leicht zum Opfer fallen." Im „Figaro" heißt es: „Man glaubt zu träumen! Seitdem die Krise eröffnet ist, hat alle Welt den Eindruck, daß der Präsident der Republik nur seinen persönlichen Geschmack zu befriedigen suche. Herr Carnot bekümmerte sich nicht um die politische Frage; er wandte sich ebensowohl an die äußerste Linke wie an das linke Centrum; er beachtete ebenso wenig die wirthschaftliche Frage: die eifrigsten Schutzzöllner und die überzeugtesten Freihändler waren ihm gleich genehm. Er wolle einfach Vertheidiger für seine Politik, für sein Regierungssystem finden." Das „Journal des Débats" erklärt: „Dieses Ministerium bereitet uns keine Genugthuung und wir bedauern, daß sich einige verdiente Männer in dasselbe verirrt haben." Das „Siècle" sagt: „Das Cabinet scheint uns zusammenhangslos. Die jetzt gebildete Regierung müßte befähigt sein, die Wahlen zu leiten; wir glauben nicht, daß sie das Vertrauen der Kammer in hinreichendem Grunde besitzt, um soweit zu gehen." Das „Événement" schreibt: „Wir beschwören Sie, Herr Präsident, sich der Verführung der persönlichen Gewalt zu entziehen, so lange es noch Zeit ist, die Augen zu öffnen und dem Lande eine wahre Regierung zu geben". Die „Lanterne" sagt: „Die Eigenthümlichkeit dieser Krise besteht in ihrer spaßhaften Zusammenhangslosigkeit. Wenn ernste Leute einen Sinn in ihr suchen wollten, so würden sie ihre Zeit verlieren. Wir wollen Herrn Dupuy nichts Uebels nachsagen, aber auf was reimt sich sein Name? Was Herrn Guérin angeht, so fragen wir uns, ob man es nicht mit einem Druckfehler zu thun hat. Herr Guérin! Was ist das? Jedenfalls wird nicht ein solches Ministerium das Ansehen des Staatsoberhauptes oder des Parlaments wieder auffrischen." Eine freundlichere Sprache führen nur die „Paix" und der „Eclair". Alles in Allem glaubt man in der politischen Welt mehr als jemals, daß Carnot sich gezwungen sehen werde, vor den Wahlen Constans an die Spitze der Regierung zu stellen, und daß das jetzt beginnende Experiment gerade die Wirkung haben werde, die Abneigung gewisser parlamentarischer Gruppen gegen diesen Staatsmann abzuschwächen. Dabei ist die wachsende Verstimmung gegen Carnot ein Symptom, das man nicht außer Acht lassen darf.

Mit Beginn dieser Woche haben die kurz bemessenen Osterferien des englischen Unterhauses ihr Ende erreicht und die Kämpfe der zweiten Lesung der irischen Homerule-Bill sind angebrochen. Der Verlauf der zweiten Lesung, den die Homerule-Freunde im Voraus sich als glatt und erfreulich denken, wird nicht ohne Einfluß auf die Haltung des Oberhauses bleiben können und, falls Gladstone sich in die Lage versetzt sehen sollte, vom Oberhause an das Volk zu appelliren, den neuen Wahlen Richtung und Ziel geben. Beide Parteien verfügen über gewaltige Mittel, stehen unter Führung erfahrener Politiker, sind entschlossen, ihren Standpunct bis zum Aeußersten zu vertheidigen. Ein Kampf um breit ausgreifende politische Grundsätze wird gekämpft werden; eine Verfassungsfrage ersten Ranges steht auf der Tagesordnung, wie sie in den letzten Jahrzehnten nur Oesterreich-Ungarn bei Schaffung des Dualismus und das deutsche Reich bei seiner Neuerstehung erlebt hat. Das ganze Register politischer, moralischer und socialer Fragen wird aufgezogen werden, ein Riesenkampf steht dem englischen Volke bevor. Inzwischen hat der Kampf um Home-Rule auch außerhalb des Parlaments schon einen riesenhaften Umfang angenommen. Die ungeheure Procession, welche sich vier Stunden lang vor den Augen Balfour's am Montag in Belfast entrollte, legt nach der „Morning Post" von der Stimmung derer, die Gladstone „die Massen" nenne, Zeugniß ab. Das commerzielle Belfast war in dem Zuge so gut wie gar nicht vertreten, um so zahlreicher die Handwerker und Arbeiter. Die Anzahl der Defilirenden wird auf 120 000 Mann geschätzt. Nach conservativen Zeugnissen hat die Procession nicht ihres Gleichen in der Geschichte politischer Demonstrationen.

Die in Dänemark vielseitig gehegte Hoffnung, daß es diesmal durch gegenseitige Nachgiebigkeit gelingen würde, ein ordentliches Finanzgesetz zu Stande zu bringen und so aus den ungünstigen provisorischen Zuständen herauszukommen, ist getäuscht worden. Die Klippe, an welcher der Ausgleich gestrandet ist, war die Bewilligung zu militairischen Zwecken; von Seiten der Moderaten wurden so weit gehende Forderungen gestellt, daß ein Eingehen auf dieselben unmöglich erschien. Der Grund, weshalb die Vertreter der moderaten Linken den Bogen so straff spannten, ist wahrscheinlich in der Furcht zu suchen, daß die Wähler einen Ausgleich unter den von der Rechten vorgeschlagenen Bedingungen nicht billigen würden und daß ein solcher Ausgleich bei künftigen Wahlen den Radicalen neuen Wind in die Segel bringen würde. In voriger Woche hielten sich die Redacteure der bedeutendsten moderaten Linkenblätter der Provinz infolge Einladung der moderaten Linken des Reichstages hier auf und wurden eingehende Verhandlungen zwischen den Provinz-Redacteuren und den moderaten Reichstagsabgeordneten über den Ausgleich gepflogen. Die Vertreter der Presse waren in ihrer Mehrheit gegen den Ausgleich. Die Ausgleichsverhandlungen im Gesammtausschusse beider Kammern sind indeß in einer so versöhnlichen Weise geführt worden, daß dieselben für die Zukunft fruchtbringend sein dürften. — Was übrigens das Ergebniß der verflossenen Reichstagssession anbetrifft, so ist es bedeutend besser geworden, als es noch in letzter Zeit zu werden schien. Durch gegenseitige Nachgiebigkeit ist eine große Anzahl von Gesetzen, von zum Theil wesentlicher Bedeutung, im Reichstage zu Stande gekommen. Es sind u. A. genehmigt: das Gesetz, betreffend die Förderung der Hausthierzucht (zu welchem Zweck jährlich 120 000 Kronen bewilligt wurden); das Gesetz, betreffend die Viehseuchen, durch welches die Frage der Staatsunterstützung bei der Bekämpfung der Tuberculose beim Rindvieh ꝛc. geregelt wird; das Gesetz, betreffend das Consulatswesen; das Gesetz, betreffend Gewährung von Vergünstigungen für Creditvereine für den ländlichen Grundbesitz; das Gesetz, betreffend weitere Sicherheitsmaßregeln wider die Einschleppung der asiatischen Cholera (welches dem Justizminister die Befugniß zur Absperrung der Landesgrenze gewährt) ꝛc. — Von wichtigen Gesetzen, welche unerledigt blieben, sind zu nennen: das Militairgesetz, das Eisenbahngesetz, das Gesetz, betreffend die persönliche Communalbesteuerung, das Patentgesetz ꝛc.

Die schroffen Russificirungs-Maßregeln in Finnland haben zu einer hochgradigen Erbitterung geführt, die sich neuerdings in ganz eigenthümlicher Weise äußert. Im Norden und Osten des Landes herrscht eine schwere Hungersnoth, zu deren Linderung Kaiser Alexander Geldsammlungen im ganzen Reich veranstalten ließ. Auch in Petersburg hat ein Hilfsausschuß seit geraumer Zeit seine Thätigkeit eröffnet. Nun lehnen die Finnländer jedoch ab, von den Russen Geldspenden anzunehmen. Die Zeitungen „Nya Pressen", „Päivälehti" und andere erklären, daß es „für Finnland erniedrigend sei, Almosen von einem fremden Volke anzunehmen; daß die russischen Spenden für Finnland eher nachtheilig als nutzbringend sein werden", und forderten den Centralhilfsausschuß in Helsingfors auf, dem Ausschuß in Rußland mitzutheilen, daß eine Geldsammlung außerhalb Finnlands nicht nothwendig sei. Wie der „N. Fr. Pr." gemeldet wird, soll der Vorsitzende des Ausschusses in Helsingfors, Herr Neovius, thatsächlich jede russische Hilfe abgelehnt haben. Die Angelegenheit gewinnt dadurch eine besondere Bedeutung, weil der Zar auf Veranlassung des Generalgouverneurs von Finnland seine Zustimmung zu den Geldsammlungen ertheilte und der Großfürst-Thronfolger 50 000 Rubel aus den dem russischen Nothstandsausschuß zugeflossenen Summen zur Unterstützung der Nothleidenden in Finnland anweisen ließ. Ein in den finnländischen Blättern veröffentlichter Tagesbefehl des Generalgouverneurs Grafen Heyden ertheilt Herrn Neovius für sein „taktloses, der Ausgabe des Ausschusses widersprechendes Vorgehen" eine Rüge und warnt vor ähnlichen Kundgebungen in der Zukunft.

In diesen Tagen war der Bosporus der Schauplatz eines höchst beklagenswerthen Unglückes. Ein Palaisdampfer, der von der Seraispitze mit der Dienerschaft des Sultans nach Dolma-Bagtsche heimkehrte, stieß, wie bereits gemeldet, in der Nacht zum Montag mit einem anderen Schiff zusammen und sank mit Blitzesschnelle unter. Der Capitain und mehr als vierzig Menschen ertranken und nur fünf Verwundete wurden gerettet. Was für ein Schiff es war, mit dem der kleine Palaisdampfer zusammenstieß und welche Flagge es führte, wird nicht gemeldet. In Konstantinopel selbst muß der Unglücksfall zu allerlei Gerüchten Anlaß gegeben haben, da das officielle Telegramm, welches den Zusammenstoß schildert, es für nöthig findet, alle Gerüchte über die Entstehung des Zusammenstoßes als jeder Begründung entbehrend, zu bezeichnen. Ein solches Gerücht lautete dahin, daß der Zusammenstoß dem Sultan selbst gegolten, daß man sich jedoch in den Schiffen geirrt habe. Auf alle Fälle erscheint die Schwerfälligkeit des türkischen Benachrichtigungs-Apparates, der erst 60 Stunden später, nachdem das Unglück geschehen war, die Welt davon in Kenntniß setzte, in merkwürdigem Lichte. Und dann bedarf die Frage, wie angesichts der Bestimmung, daß nach Sonnenuntergang, wenn der Hafenverschluß gefallen ist, kein Privatdampfer mehr auf dem Bosporus verkehren darf, der Zusammenstoß sich ereignen konnte, einer Aufklärung.

Deutsches Reich.

* **Leipzig**, 7. April. Der Geburtstag des Fürsten Bismarck ist überall im Reiche durch so zahlreiche Veranstaltungen festlich begangen worden, daß es uns unmöglich ist, aller einzelnen Feiern zu gedenken. Indem wir uns auf diese summarische Mittheilung beschränken, behalten wir uns vor, auf Bismarckfeiern, die aus irgend einem Grunde besonders bemerkenswerth erscheinen, noch zurückzukommen.

B. C. **Berlin**, 6. April. Vor dem Ehrengericht der Anwaltskammer fand heute gegen den Rechtsanwalt Hertwig aus Charlottenburg das ehrengerichtliche Verfahren wegen der bekannten Vorkommnisse in dem „Judenflintenproceß" statt, in welchem Rechtsanwalt Hertwig als Vertheidiger des damals angeklagten Rectors Ahlwardt fungirt hatte. Zunächst wurde dem Angeklagten zur Last gelegt, daß er bei Beginn der damaligen Verhandlungen beantragt hatte, das Verfahren so lange auszusetzen, bis über den Strafantrag befunden worden würde, der erst an demselben Tage bei der Staatsanwaltschaft des Landgerichts II gegen Oberstlieutenant Kühne und Genossen gestellt war. Es wurde dabei besonders gerügt, daß es

Feuilleton.

Primula veris.

5] Erzählung von A. Brüning.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Selbst als Manfred, an der Treppe angekommen, sein junges Weib ohne Umstände vom Boden aufhob und wie ein Kind die Stufen hinab in den harrenden Wagen trug, fand man darin nichts Befremdendes; man nahm einfach an, er wolle sie vor dem Regen schützen, der noch immer in Strömen niederrauschte und häßliche Spuren auf der weißen Seide des Brautkleides zurückließ. Manfred athmete auf, als endlich der Schlag sich hinter ihnen geschlossen hatte und die Pferde anzogen. Mit einem zärtlichen Wort beugte er sich über das an seiner Brust ruhende Köpfchen seiner jungen Gattin. Als er jedoch den feuchtgewordenen Schleier von ihrem Antlitz zurückschlug, sah er, daß er eine Ohnmächtige in seinen Armen hielt. —

Seit jenem Tage mochte etwas mehr als ein Jahr verflossen sein. Es war wieder Frühling geworden. Auch in die schwer zu erobernden Landstriche der östlichen Provinzen hatte er seinen Einzug gehalten. Freilich trägt dort der Lenz einen herberen Charakter zur Schau als in den lachenden Fluren des bevorzugten Westens, aber vielleicht liegt eben darin ein eigener poetischer Reiz, der von den Bewohnern jener Gegenden um so tiefer empfunden wird, je mehr sie unter der Strenge des langen Winters gelitten haben. Aehnliches dachte wohl auch der schlanke tiefgebräunte Mann, den an einem sonnigen Maitage des Jahres 1870 der Eisenbahnzug durch die ostpreußische Ebene dahintrug. An dem geöffneten Coupéfenster lehnend, ließ er sich das schöne etwas hagere Antlitz mit offenbarem Wohlergehen vom Winde umspielen, in dem sich bereits jener eigenthümliche feuchtwürzige Hauch bemerkbar machte, welcher die Nähe des Meeres verkündet. In tiefen, gleichsam durstigen Zügen sogen die geöffneten Lippen des Reisenden ihn ein — freilich es war ja auch Heimathluft, die er athmete: Gert von Waldau war lange in der Fremde gewesen, und die afrikanische Sonne, die so deutliche Spuren auf seinem Antlitz zurückgelassen, hatte ihn dennoch seine vielgeschmähte Heimath keineswegs vergessen machen können. Der Urlaub des jungen Officiers war anfangs nur auf wenige Monate bemessen gewesen; aber ein klimatisches Fieber, das ihn kurz vor Ablauf desselben ergriffen, hatte ihn genöthigt, eine Verlängerung nachzusuchen, die ihm in Anbetracht der Umstände gewährt werden mußte.

Es hatte sehr lange gedauert, bis seine Jugendkraft den Sieg über die tückische Krankheit davongetragen, die — wohl in Folge der vorausgegangenen seelischen Erschütterungen — bei ihm einen außergewöhnlich heftigen Charakter angenommen. Sommer und Herbst, selbst noch ein Theil des Winters waren darüber vergangen, und als das Fieber endlich gewichen, zeigte der Reconvalescent eine so hochgradige Erschöpfung, daß er nach dem Urtheil der Ärzte nicht daran denken durfte, während der kalten Jahreszeit in die Heimath zurückzukehren, sondern seinen Urlaub abermals auf unbestimmte Zeit verlängern lassen mußte.

So war der Frühling ins Land gekommen und mit ihm in Gert's Brust eine unwiderstehliche Sehnsucht nach seiner Heimath, dem fernen Ostseestrande. Es verlangte ihn nach dem kräftigenden Athem des Meeres — nach einem Blick aus „Onkel Manfred's" treuen Augen, und so sagte er kurz entschlossen den Sphinxen und Pyramiden Lebewohl und trat die Heimreise an. So groß war seine Ungeduld, daß er nicht einmal die Antwort auf einen Brief abgewartet, durch welchen er von Kairo aus bei seinem väterlichen Freunde angefragt, ob jener den reisemüden Wanderer bei sich aufnehmen wolle. Durfte er sich ja doch eines freudigen Empfanges gewiß halten, und auch die leisen Bedenken, die er anfangs wegen der „jungen Frau" gehegt, schwanden unterwegs, so daß er fast mit dem alten erwartungsvollen Gefühl der Kindertage dem Wiedersehen entgegensah. Es grüßte ihn alles so vertraut, während er durch die mit dem ersten Frühlingsschimmer umkleidete Ebene fuhr; die kahle Haide mit ihren ernsten Föhrengruppen, ihren Mooren und einsamen Seen, die den Meisten so öde erscheint, für ihn besaß sie tausend geheimnißvolle Reize. — Das Herz wurde ihm weit: begraben, erstorben gewähnte Gefühle erwachten darin: jenes Wallen und Drängen, ähnlich dem Frühlingsweben in der Natur, das ihn vor einem Jahre so beseligend durchströmt und ihm nach kurzem Rausche nur eine doppelt trostlose Leere zurückgelassen hatte. Auf den Strahlen der Lenzessonne kam sie herbeigeflogen, die mühsam bekämpfte Erinnerung, gegen die der tief beleidigte Mannesstolz sich seit zwölf langen Monden im herben Trotze gewehrt, und unmerklich spann sie ihn in ihr goldenes Zaubernetz.

Tiefer und tiefer ließ er sich darin verstricken: die Frühlingsluft war Schuld daran, die wie ein berauschender Trank ihm in den Kopf und Herz gestiegen war und ihn der Widerstandskraft beraubt hatte. Er sah nichts mehr von der Gegend, die in schnellem Fluge an ihm vorüberglitt. Sein Auge war zurückgewandt in die Vergangenheit, und sein Geist verlor sich halb unbewußt in gefährlichen Träumen.

Aber hatte er denn umsonst gekämpft? Umsonst so lange die Heimath gemieden? Und kehrte er in sie zurück mit der ungeheilten Wunde? Ja er konnte es nicht länger verhehlen: sie blutete noch frisch wie am ersten Tage. Ob sie sich überhaupt wohl jemals völlig schließen konnte? Finster schweifte sein Blick über die sonnige Landschaft draußen. Er fühlte es deutlich in diesem Augenblicke, daß er den Frühling nie mehr genießen konnte wie ehedem. Es war etwas gestorben in ihm, was nie mehr erwachen konnte —: seine Jugend, sein Frohsinn, sie waren unwiederbringlich dahin, und keine Sehnsucht konnte ihm je den verlorenen Lebensfrühling wiedergeben. Jene große, starke Empfindung hatte sein ganzes Herz ausgefüllt — für das, was das Schicksal ihm damit genommen, gab es keinen Ersatz. Welche Erfolge auch immer das Leben ihm noch bringen konnte, der Glanz, die Blume, waren daraus gewichen, das wußte er. Er konnte wohl Befriedigung für seinen Ehrgeiz, aber nimmer echtes Herzensglück finden. „Primula veris!" kam es halblaut von seinen Lippen. Vor seiner Seele erschien sie wieder in all' ihrer Anmuth, die holde Elfengestalt jener Ballnacht, die seine Erinnerung leuchtend und unverwischt zurückgebracht von den Ufern des Nilstromes, und die ihn nun auf heimischem Boden aufs Neue mit gefährlichem Zauber umgaukelte. Er durfte sie, das Eigenthum eines Andern — nicht wiedersehen — nie, niemals, wenn anders er Herr seiner selbst, seiner Ehre und Selbstachtung bleiben wollte. Gott sei Dank, daß er auf Onkel Manfred's stillem Landsitz vor einer Begegnung sicher war! Möchte nur auch in Zukunft das Schicksal ihm stets eine solche ersparen! — Fest und derb preßten sich seine Lippen zusammen. Gewaltsam suchte er seine Gedanken aus dem Bann jener Erinnerung zu befreien, und, vom Fenster zurücktretend, wandte er der Frühlingslandschaft da draußen, die sie heraufbeschworen, trotzig den Rücken. In eine Ecke des Coupés gelehnt, brannte er sich eine Cigarre an, und, mit den Augen den duftigen Rauchwölkchen folgend, zwang er sich, nur an Onkel Manfred und sein nicht mehr fernes Reiseziel zu denken. Würde er dort alles noch finden wie einst, traut und unverändert? oder würde unter dem Scepter der „jungen Frau" sich auch dort alles anders gestaltet haben? Die junge Frau! Wie sie wohl sein mochte? Sicherlich ein Wesen ganz ungewöhnlicher Art, wie hätte sonst Onkel Manfred, der ernste, in sich abgeschlossene Mann, sein Herz an sie verlieren können? Aber wußte er denn auch, ob diese Verbindung in der That vollzogen worden, in der langen Zeit seiner Abwesenheit konnte sich vieles ereignet haben. Doch nein, Onkel Manfred war nicht der Mann, einmal gefaßte Entschlüsse zu ändern, und die Vermählung hatte ohne Zweifel längst stattgefunden, wenngleich er keine Anzeige erhalten hatte; eine solche hätte ihn aber bei seinem unsteten Wanderleben auch wohl schwerlich erreichen können. Es fiel ihm ein, daß er in Folge dieses Umstandes nicht einmal den Namen der jungen Frau wußte, nun er würde ihn ja bei der Vorstellung früh genug erfahren ... Auf der dem Meere zugewandten Terrasse des Herrenhauses von Mallehnen saß um dieselbe Zeit die junge Gutsherrin, mit einer feinen Handarbeit beschäftigt, beim Frühstück.

Es ist eine große Veränderung mit Gabriele vorgegangen in diesem einen Jahr, und doch wäre es schwer zu sagen, worin sie eigentlich besteht. Wie ein dämpfender Schleier liegt es über ihrer ganzen Erscheinung, die ihre einstige strahlende Frische eingebüßt hat. Der kindliche Frohsinn ist aus Blick und Lächeln verschwunden, um den feingeschnittenen Mund liegt statt dessen ein leiser Zug von Melancholie, und wenn man tief in die fast übergroßen Augen sieht, begegnet man darin dem gleichen Ausdruck. Der leichte Wind, der vom Meere herüberstrich, hatte der Ruhenden eine eigensinnige